



Wetter und aus Paris gemeldet:

Der Reichsminister Dreyfus, Demagne, veröffentlicht so i...

Cheferechthungen.

Zur Lage.

Einer Billerfremdung zufolge will Graf Thun den Reichsrath...

Italien.

Deputirtenkammer.

Die gesammte Regierungsvorlage betreffend die zur Aufrecht...

Staaten.

Aufzuhr in China. - Frankreich und Siam.

Nachrichten aus Canton zufolge haben die Rebellen jetzt...

Der spanisch-amerikanische Krieg.

Die vorliegenden Nachrichten sind nicht ohne Bedeutung...

Jedenfalls wird der Friedensschluss den Spanierern schwere...

Auf dem Kriegsschauplatz selbst hat sich die Lage wenig...

rectung Sabas, Portorico, und eines Hafens auf den kanarischen Inseln...

Washington, 12. Juli. Ein Telegramm des Generals Schaller...

Frankfurt a. M., 12. Juli. Nach hier vorliegenden merkwürdigen...

New York, 12. Juli. Eine Delegation von der Höhe von Santiago...

Siboney, 13. Juli. Bei den Bombardements von Sonntag und Montag...

New York, 13. Juli. Dem Evening Journal wird telegraphisch...

Telegramme.

Brestan, 13. Juli. In Königsfeld führten in Folge mangelhafter...

Hankow, 13. Juli. Der Juwelier G. wurde verhaftet wegen...

Wundepf, 13. Juli. Bei der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft...

Paris, 13. Juli. Esterhazy wurde Abends nebst der Madame...

London, 13. Juli. Wallstreet. Tendenz fest. Preise behauptet.

Aus der Provinz Sadzjan und ihrer Umgebung.

Der Reichthum unserer Provinz Sadzjan-Regionen, die mit weissen...

— Vom Saage, 12. Juli. (Schwaffer). Von allen Darschlüssen...

— Vom Saage, 12. Juli. (Schwaffer). Von allen Darschlüssen...

zum Feindesheer! Die Gebäude an der Mauer sind im unteren...

Wohlgeheiß, 12. Juli. Der Abgeordnete Montag des heutzutage...

Lucifer, 12. Juli. (Mander). Nächsten Monat wird unter...

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Dem teilschen Richter entgegen).

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Feuer. - Goldene Gogget).

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Verschiedenes). Am verflochten...

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Verunglückt). Auf dem hiesigen...

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Verunglückt). Auf dem hiesigen...

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Verunglückt). Auf dem hiesigen...

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Verunglückt). Auf dem hiesigen...

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Verunglückt). Auf dem hiesigen...

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Verunglückt). Auf dem hiesigen...

W. Hoffa a. S., 12. Juli. (Verunglückt). Auf dem hiesigen...







(Nachdruck verboten.)

## Hinaus in die Welt.

Roman von D. Elster.

(Schluß.)

27

„Milly, endlich finde ich Dich.“

Reinhold ſtreckt die Hände nach ihr aus, ſie wankt und wäre zur Erde niedergeglitten, wenn er ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

Mit geſchloſſenen Augen, bewußtlos, regungslos ruht ſie in ſeinen Armen. Mit unſäglicher Angſt ſieht er auf ihr blaſſes Geſicht nieder, dann raſch entſchloſſen hebt er ſie empor und ſchreitet tiefer in den Wald hinein. Sanft preßt er ſie an ſich. An ſeinem Herzen, in ſeinen Armen erwärmt ſie und erwacht zum neuen Leben. Ihre Augen öffnen ſich — dankbar und doch ſcheu blicken ſie zu ihm auf.

„Reinhold, Du . . .“ flüſtern ihre zuckenden Lippen.

„Sprich jezt nicht,“ entgegnete er raſch. „Du biſt einer ſchweren Gefahr entronnen. Wenn der brave Tell nicht geweſen wäre . . . aber jezt biſt Du gerettet . . .“

„Du — Du . . .“ weiter vermochte Milly nichts zu ſagen. Sie lehnt das Haupt an ſeine Bruſt. Sie fühlt, wie er unter ihrer Laſt auf dem umgebahnten, tief verſchnittenen Wege ſchwer athmet . . . „Laß mich nieder, Reinhold,“ bittet ſie, „ich kann gehen — ich fühle mich ſtark genug . . .“

Feſter preßt er ſie an ſich. „Nein, nein, Milly, ich laſſe Dich nicht wieder,“ flüſtert er. „Ich trage Dich durch das ganze Leben . . .“

Sie erbebt in ſeinen Armen. Dann ſchlingt ſie plötzlich die Hände um ſeinen Nacken und legt das Haupt auf ſeine Schulter. Ihre Wangen berühren ſich; ſie fühlt, wie er einen leiſen, innigen Kuß auf ihr Haar drückt, ein ſüßer Schauer durchbebt ihren Körper.

„Reinhold,“ flüſtert ſie ſanft und zärtlich und ſchmiegt ſich enger an ihn an; regungslos, vertrauensvoll, weich und hingebend, wie ein Kind in Mutterarmen liegt ſie an ſeinem Herzen.

Lichter wird der Wald. Eine kleine Blöze liegt mitten in dem Walde, an deſſen Saume ſich eine kleine Hütte erhebt, wie ſie die Jäger benutzen, wenn ſie über Nacht im Walde bleiben, um mit anbrechendem Tage auf die Büſche gehen zu können.

Reinhold ſchreitet auf die Hütte zu und ſtoßt die Thür auf. Es iſt ein kleiner, dürftig ausgeſtatteter Raum; in einem Winkel ein kleiner, roh aus Steinen aufgemauerter Herd; ein kleiner in die Erde gelassener Tiſch, zwei oder drei Schemel und an der einen Seite ein Ruhelager von Moos und einigen rauhen Decken.

Sanft legte Reinhold Milly auf das Lager nieder und umhüllte ſie mit einer Decke. „Bleibe ruhig liegen, Milly,“ ſpricht er leiſe und zärtlich. „Ich werde Feuer machen und dann eine Taffe Kaffee kochen — ich habe Alles zur Hand . . .“

Milly lächelt und läßt Alles mit ſich ruhig geſchehen, wie ein krankes Kind. Tell legt ſich zu ihren Füßen nieder, blickt ſie mit ſeinen großen, braunen Augen aufmerkſam an und bewegt ab und zu den Schweiß zum freundlichen Gruß.

Ihre Augen folgten der ſchlanken Geſtalt Reinholds, wie er ſich zum Herde niederbeugt und trockene Spähne entzündet und dann in die Gluth bläſt, damit ſie raſcher aufflackert. Jezt lodert die Flamme empor und erhellt den kleinen Raum mit rothem, warmen Licht. Und Reinhold eilt zu dem kleinen Wandſchrank und holt Kaffee und Taffen und Teller hervor. Bald ſingt der Keffel mit dem kochenden Waſſer auf dem Feuer und der aromatiſche Duft des friſchen Kaffees durchzieht die Hütte. Er bringt ihr die Taffe. „Trink, Milly — es wird Dir gut thun . . .“

Raum vermag ſie ſich zu erheben. Er ſtüzt ihr Haupt, dankbar lächelnd ſieht ſie zu ihm auf. Dann trinkt ſie — „ich danke Dir, Reinhold — wie gut Du biſt . . .“

Sie reicht ihm die Hand und ſinkt ermüdet zurück. Die Augen ſchließen ſich. Halb im Traume hört ſie die Worte Reinholds: „Schlafe nur, Milly — ſchlafe nur . . .“ und ſie entſchlummert, ſeine warme, treue Hand in der ihrigen feſthaltend.

Das Feuer flackert und kniſtert auf dem Herde. Draußen rauſcht der Wald und ſauſt der Wind, Reinhold kniet an Millys Lager nieder und legt die Sitte auf ihre weiße, zarte Hand und träumt einen glücklichen Traum.

## Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Es war der tiefe, erquickende, traumloſe Schlaf der gänzlichen Erſchöpfung, welcher Milly umſing. Stunden vergingen, ehe ſie erwachte. Reinhold warf von Neuem Holz auf das Feuer, daß es hoch emporſprallte. Dann ſorgte er für eine Erfriſchung, wenn Milly erwachen ſollte. In dem kleinen Wandſchrank befand ſich Alles, was zu der höchſt frugalen Abendmahlzeit eines Jägers dienen konnte. Brod und ein Stück Butter, ſowie Eier und einige Aepfel. Er ſtellte Alles auf den kleinen Tiſch, ſchob die friſch gefüllte Kaffeeanne an das Feuer, damit der Kaffee warm blieb und betrachtete dann mit einem glücklichen Lächeln ſein Werk.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß ſich Millys Verwandten über das lange Ausbleiben Millys ängſtigen würden. Er trat vor die Thür der Hütte, um Umſchau zu halten, ob nicht ein Waldarbeiter oder einer der Steinhauer, welche in dem nahen Steinbruch beſchäftigt waren, vorüberkäme, den er mit Nachricht nach dem Pfarrhauſe ſchicken könnte. Ein ziemlich betretener Weg lief in einiger Entfernung an der Jagdhütte vorüber, es war Reinhold, als höre er Stimmen und das Knirſchen eines ſchweren Schlittens. Er ging auf das Geräuſch zu und richtig, ein ungezügiger Schlitten, mit ſchweren Steinen beladen und begleitet von zwei Arbeitern knirſchte durch den tiefen Schnee thalabwärts.

Die Arbeiter, welche den Revierförſter recht gut kannten, verſprachen ſofort, im Pfarrhauſe vorzuſprechen und Reinholds

Nachricht auszurichten. Beruhigt lehrte dieser in die Hütte zurück.

Inzwischen war Millly erwacht. Langsam richtete sie sich mpor und blickte sich erstaunt um. Sie dünkte sich noch von einem Traum umfassen. Da legte Tell seinen Kopf auf ihren Schooß und leckte ihre Hände. Und mit einem Male kam ihr die Erinnerung an die letzten Stunden zurück, sie umarmte den Hund und drückte seinen Kopf an die Brust. „Tell, ist es denn wahr, Tell — Ihr habt mich vom Tode errettet — Du und Dein Herr? — Oh, mein guter, treuer Hund — und er — er hat mich auf seinen Armen hierher getragen und hat mich gepflegt und gehegt, wie ein krankes Kind und war so gut, so lieb zu mir — Tell, mein guter Hund, ist es denn wahr, hat mich Dein Herr noch ein wenig lieb?“

Und Tell knurrte ein leises, behagliches, vergnügtes Knurren und stieg mit den Vorderpfoten auf Milllys Schooß und wollte ihr das Gesicht lecken. Lachend wehrte sie ihn ab. Sie fühlte sich frisch und glücklich wie ein Kind nach süß durchträumter Nacht. Rasch warf sie die Decken von sich und sprang von dem Lager. Tell umkreiste sie mit fröhlichem Gebell und das Feuer auf dem Herde schien ebenfalls vor Freude laut aufzupfaffeln.

Millly stand mitten in der Hütte und schaute sich mit leuchtenden Augen um. Die wirren Locken strich sie zurück, dann legte sie eine Weile die Hand über die Augen, in denen die Thränen emporquollen. Dann lachte sie froh und glücklich auf. „Es ist wie im Märchen,“ flüsterte sie. „Ein richtiges Märchen aus der glücklichen Kinderzeit. — Der Prinz findet seine Prinzessin im Walde und führt sie in sein Jagdschloß — oh,“ lachte sie auf, „in dieses schöne, herrliche Jagdschloß aus Baumrinde und gedeckt mit Niedgras und Stroh. Und nicht einmal Fenster sind in dem Schloß — sondern nur ein armfeliger Laden, an dem der Wind rüttelt. Und der Fußboden ist festgestampfte Erde und das Lager besteht aus Moos und Gras — ah, und doch, wie glücklich, wie glücklich bin ich in diesem Schloß . . .“

Sie setzte sich neben dem Herde auf einen niedrigen Schemel, stützte die Ellern in die Hand und blickte träumend in die Flammen. Ein leises Lächeln umschwebte ihre Lippen. Glückliche Bilder der Zukunft schien sie in den Flammen zu sehen, und das Summen des Wasserkessels, das Knistern des Holzes und das Aufsprühen der Kohlen sangen ihr liebliche, glückverheißende Lieder. Auf den emporgewirbelten Dampfswölkchen schwebten schelmische, liebliche Elfen auf und nieder und nickten ihr zu und grüßten sie und umschlangen sie in heiterem Reigen und sangen und flüsterten ihr trauliche Worte ins Ohr.

„Was brauchst Du denn groß Geld und Gut,“ so sangen die lieblichen Hausgeister, „um glücklich zu sein?“ — Und der alte Wasserkessel wackelte mit dem Kopf wie ein Großvater, und brummte und sumnte so behaglich und freundlich traulich, daß es Millly weich und warm um das Herz wurde. „Wozu nützt Glanz und Pracht? Reichthum und Wohlleben?“ sangen die Hausgeister. „Wir, wir allein geben Glück und Zufriedenheit; wir, wir allein, die wir in Küche und Keller, in Hof und Garten wohnen; die wir emporsteigen auf den Dampfswölkchen Deines Herdes; die wir hineingucken in die Töpfe, in denen das einfache Mittagmahl bradelt, die wir Dir helfen, wenn Du für Deinen Mann — für Deine Kinder arbeitest und Dich sorgst und abmühest . . .“

Millly verbarg das Antlitz in die Hände und lauschte dem Gesang der guten Geister und dem Summen und Brummen des alten Wasserkessels und dem traulichen Knistern des Feuers.

„Eigener Herd ist Goldes werth,“ knisterte das Feuer und sprachte lustig auf. Die guten Hausgeisterchen aber setzten sich auf Milllys Schultern und flüsterten ihr liebe Worte in das Ohr. „Bist Du nicht glücklich hier in der einsamen Waldhütte bei dem einfachsten Mahl, umgeben von der ärmlichsten Ausstattung? Bist Du nicht glücklich und würdest Du jetzt mit einer Fürstin in ihrem Palast tauschen?“

„Würdest Du nicht Armuth und Noth, Sorge und Mühe freudig mit ihm theilen, der Dich auf seinen Armen hierher getragen? Und würdest Du trotz Armuth und Noth, Sorge und Mühe nicht glücklich sein?“

„Denke an Dein Leben in dem Glanz und dem Ruhm der Welt zurück! Warst Du jemals so recht von Herzen froh und glücklich? War nicht Alles ein Kaufsch? Ein flüchtiger Traum? — Wir — wir bringen Glück — wir — wir bringen den Frieden . . .“

So sangen und flüsterten die kleinen, guten Hausgeister, die selbst hier in der einsamen, ärmlichen Hütte wohnten, und Millly blickte mit leuchtenden Augen empor zu der rauchgeschwärtzten Decke und presste die Hände auf das pochende Herz und flüsterte mit bebenden Lippen: „Ja, Ihr bringt das Glück und den Frieden . . .“

Tell erhob sich und eilte zur Thür, ein kurzes, freudiges Gebell ausstoßend. Die Thür öffnete sich und Reinhold trat ein.

„Millly, Du bist erwacht — verzeihe, daß ich Dich allein ließ. Ich habe einen Waldarbeiter nach der Pfarre gesandt, damit sich Deine Verwandten nicht ängstigen. Aber wie geht es Dir? Hast Du Dich erholt? — Das war die höchste Zeit, Millly, und wenn ich Tell nicht bei mir gehabt hätte, wer weiß, ob ich Dich gefunden . . . doch, Du bist mir gewiß böse, daß ich Dich hierher gebracht . . .“ ist freilich kein Aufenthalt für eine vornehme, verwöhnte Dame . . .“

„O Reinhold . . .“

Sie sah bittend zu ihm empor und streckte ihm die Hände entgegen.

Und der Ton ihrer Stimme und der Blick ihrer Augen drang tief in sein Herz. Er ergriff ihre Hände und beugte sich über sie, um sie zu küssen; doch wie er ihr dann wieder in das Auge sah, das in Thränen schwamm, wie er den leisen, sanften Druck ihrer Hand empfand, wie sie mit sich rang, um Worte des Dankes, der Liebe zu finden, da wallte es in ihm glücklich auf und mit einem Jubelruf zog er sie in seine Arme.

„Millly — Millly — ist es denn möglich? Kannst Du mich noch lieb haben?“

„Kannst Du mich noch lieb haben,“ fragte sie mit bebender Stimme zurück, „nach all dem, was geschehen? Kannst Du mir noch vertrauen — noch glauben . . .“

„Schweig, Millly — nicht solche Worte! Meine Liebe, mein Vertrauen haben niemals geschwankt, haben niemals aufgehört. Ich glaubte, Du seiest zu stolz geworden — zu vornehm — zu berühmt . . .“

Sie hielt ihm den Mund mit der Hand zu. „Nichts mehr von diesen Dingen, Reinhold,“ unterbrach sie ihn. „Das Alles liegt hinter mir wie ein wüster, böser Traum — hier, hier habe und halte ich mein Glück!“

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und barg ihr Antlitz an seinem Herzen.

Still war es in der kleinen, einsamen Hütte. Selbst die guten, freundlichen Hausgeisterchen verhielten sich mäschenstill und wiegten sich nur mit schelmischem Lächeln auf den Dampfswölkchen des alten, guten Wasserkessels, der allein sein leises Summen und Surren nicht zu unterdrücken vermochte.

„Hier möchte ich immer bleiben,“ sprach Milly aufathmend. „Abgeschlossen von der Welt da draußen — allein mit Dir, allein mit meinem Glück!“

Reinhold lachte. „Ich wär es schon zufrieden,“ sagte er dann. „Aber die Welt tiefe uns doch keine Ruh’ und dränge selbst in unsere winterliche Balbeinsamkeit. Aber, Milly, die Welt soll uns unser Glück dennoch nicht rauben, wenn wir auch wieder hinaus müßten in ihre Unruhe und ihre Sorge und Mühe. Unser Glück, unsere Liebe — sie bewahren die guten Geister des Hauses, des Herdes, wo Du als Herrin schaltest und waltest . . .“

Und er küßte ihre erröthenden Wangen und ihre glückstrahlenden Augen.

Dann setzten sie sich, fröhlich und glücklich wie die Kinder zu dem einfachen Mahle nieder und es mundete ihnen, als speiseten sie von eitel Gold und Silber. Tell bekam auch sein Theil. Die guten Hausgeisterchen aber umschlangen die Liebenden in lieblichem Reigen und fangen ihren Herzen die glücklichsten, traulichsten Lieder. Arm in Arm traten Milly und Reinhold dann vor die Thür der Hütte. Es hatte aufgehört zu schneien; der frischgefallene Schnee erglänzte unter dem Flimmern der Sterne wie überfäet von tausend und abertausend Diamanten. Regungslos stand der Mond und tiefer und tiefer senkten sich die mit Schnee belasteten Zweige.

Milly faltete die Hände und blickte zu den strahlenden Sternen am dunklen Himmelszelt empor und mit bebenden Lippen sprach sie:

„Und als der stille Abend mich umfing,  
Da gingen leuchtend auf in milder Pracht  
Am dunklen Himmel tausend — tausend gold’ne Sterne . . .“

### Ein Sonntagmorgen im Juden- viertel zu Amsterdam.

(Schluß.)

Wir wandern nun an den Staden anderer Grachten dieses Viertels entlang, wobei ohne Unterlaß neue und eigenartige Scenen unsere Blicke gefangen halten. Hier verkauft ein Mensch auf der Straße Singvögel aller Art, die in Dugenden von kleinen Käfigen herumpringen; dort handelt ein Anderer mit abgehäuteten Gänsen, deren Federbälge zur Verarbeitung als Besatzstücke in Menge nach Paris verkauft werden. Ein kleiner Wagen mit einem vorgepannten Ziegenbock kommt vorüber, ein halbes Duzend kleiner Kinder sitzt darin und freut sich der Herrlichkeiten des Marktes. Auf einer feineren Treppe, die südwärts aufsteigend zu dem hochgelegenen Erdgeschos eines Hauses führt, steht ein ganzer Schwarm von Menschen übergelehnt am Geländer und schaut auf einen Ausrufer der Straße. Hübsch sind die Gesichter der Leute nicht, aber eigenartig, dunkeläugig und schwarzhaarig, fast orientalisches. Die Scene ist mehr geschaffen für den, der mit dem Pinsel, als für den, der mit der Feder schilbert.

Jesselnd ist auch der Anblick der zahlreichen Hunde, die sich auf dem Markte umhertreiben, und die auch an das Straßenleben Konstantinopels erinnern. Freilich sind es keine verwilderten Hunde wie dort, die Niemandem zugehören, als dem Stadtviertel, in dem sie das Licht der Welt erblickten — die Hunde im Judenviertel zu Amsterdam scheinen dort gar nicht einmal zu wohnen. Sie kommen von auswärts, aus anderen Straßen der Stadt, weil sie wissen, daß hier an den Markttagen manches Genießbare abfällt. Die Mehrzahl der Besucher überfiehet diese vereinzelt umherlaufenden Hunde, aber dem, der sie in ihrem Treiben beobachtet, machen sie Freude. Sie sind alle sehr beschäftigt und verheßt, halten sich nicht mit unnützem Spielen auf, sondern laufen emsig von Kram zu Kram, mit ängstlichem Benehmen die Brocken und Abfälle haschend, die dort am Boden liegen. Begehrlich schnüffeln ihre Nasen in der Richtung der kochenden Fleischbrühe und der gestotteten Fische.

Wir haben bis jetzt die engsten und ärmlichsten Gassen des Judenviertels durchstreift und wenden uns nun den breiteren

zu, wo wohlhabendere Israeliten wohnen. Hier giebt es große und stattliche Häuser, hübsche und saubere Läden und ordentlich gekleidete Menschen. Denn noch etwas Anderes findet sich im Amsterdamer Judenviertel, das eines Weltrufes sich erfreut. Das Diamant schleifergewerbe, das in zahlreichen großen Fabriken betrieben wird, und bei dem Besitzer und Arbeiter meist Juden sind, hat hier seinen Hauptsitz. Mitten aus dem Lärm und dem Schmutz der Gassen blickt man durch große Fenster in geräumige Säle, wo vor der schnell freisenden, durch Maschinenkraft getriebenen und mit Diamantstaub bestreuten Stahlscheibe die Arbeiter sitzen und die an Holzgriffen in Blei eingegossenen Diamanten schleifen. So werden die gefeiertsten Edelsteine und Brillanten der Welt gerade in dem Stadttheile Amsterdams zu ihrem Glanz und ihrer begehrtten Schönheit gestaltet, wo der fremde Besucher einzig die Armuth mit all ihren Schrecken und in ihrer ganzen Blöße zu erblicken glaubt.

Allein diese Auffassung der Lebensverhältnisse im Judenviertel trifft nicht immer zu. Unter äußerer Dürftigkeit verbirgt sich bei Manchem der Bewohner eine gesicherte Existenz, zuweilen sogar förmlicher Reichthum. Man hat Fälle, wo für arm gehaltene Männer mit schätzbaren Kleidern bei Verkäufern und Geschäftsabschlüssen in die Taschen greifen, ganze Bände von Banknoten hervorholen und mit barem Gelde bedeutende Summen bezahlen.

Die Juden Amsterdams zerfallen nach Abstammung und religiöser Gemeinschaft in portugiesische und hochdeutsche. Zu den ersteren gehören die ehemals aus Spanien und Portugal vertriebenen, zu den letzteren vornehmlich die ursprünglich aus den slavischen Ländern stammenden. In höherem Ansehen stehen durchweg die portugiesischen Juden. Unter ihnen giebt es viele alte und angesehene Familien, zum Theil mit romanisch klingenden Namen und im Besitze bedeutender Vermögen. Daß auch unter den Anderen vornehmer Sinn und Wohlhabenheit vielfach nicht fehlen, ist selbstverständlich.

Soeben haben wir das angesehenste Gebiet des Judenviertels: die Nieuwe Heeren Gracht, zugleich dessen Grenze, wieder betreten. Stattlich liegt die lange Reihe ihrer Häuser da, deren Giebel hoch emporwachsen und deren große und klare Fenster nach der Gracht hinausschauen. Blank und klar ist hier das Wasser; zahlreiche freisitzige Boote, sämmtlich mit Dorf beladen, liegen am breiten Staden, dessen sauberes Pflaster eine Reihe schlanker Bäume beschattet. Gegenüber aber öffnen sich einige der schönsten Gebiete der Stadt. Hohe Bäume winken von dort herüber, dem Park und dem botanischen Garten gehören sie an. Und hinter diesen beginnt der zoologische Garten mit seinen schönen Anlagen und seiner reichen Thierwelt.

Es ist inzwischen Nachmittag geworden, und dorthin strömen nun die Spaziergänger. Glänzende Karossen eilen vorüber, Radfahrer benützen die breiten Wege, die Pferdebahnen befördern Schaaren von Menschen, und ihrer noch mehr wandeln unter den hohen Alleen hin. Alle sind sonntäglich gekleidet und scheinen des Lebens Sorgen nicht zu kennen, und wer aus den düsteren, engen Gassen des inneren Judenviertels gerade herauskommt und sich dem fröhlichen Strom zugesellt, athmet auf, als sei er aus einem bösen Traum erwacht.

### Allerlei.

**Skavenhandel in Amerika.** Es muß eigenthümlich erscheinen, wenn man hört, daß in Amerika noch förmlicher Skavenhandel besteht. San Francisco ist von Chinesen überschwemmt, die ihre sonderbaren Sitten und unheimlichen Lafter mit in diese große Stadt gebracht haben, besonders bestand aber unter den in Kalifornien ansässigen Chinesen schon von Anbeginn an der Skavenhandel, und dieser Handel mit Kindern und Frauen hat in unseren Tagen noch bedeutend zugenommen und wirft einen großen Gewinn ab. Der Menschenhandel wird, laut „Voss. Zig.“, von zwei Gesellschaften betrieben, die einen förmlichen Markt eingerichtet haben. In San Francisco giebt es augenblicklich etwa 3000 Personen, die mittelbar oder unmittelbar von Kauf oder Unterbringung weiblicher Skaven leben. Man berechnet in San Francisco ungefähr 20 000 Chinesen, von denen 5000 in Fabriken beschäftigt sind, 5000 sollen Kaufleute sein, 4000 dienen als Gesinde, und 3000 leben, wie gesagt, von Skavenhandel. Die Zahl der verheirateten Chinesinnen schätzt man auf etwa 1000, während die übrigen 1500 Skaven im wahren Sinne des Wortes sind. Sie wurden in China durch List oder Betrugerei gestohlen und unter irgend einem falschen Vorwand nach Amerika geführt. Dort angelangt, waren sie ihrem Schicksal überliefert; sie wurden wie Thiere

an den Meißbietenden verkauft. Vor einigen Monaten wurde eine solche unglückliche Skavin verhandelt, und da sie glaube, ihr Verkauf stände mit den Landesgesetzen in Einklang, ließ sie gebuldig Alles über sich ergehen. Als inoffen ihr Besitzer ihr sechsähriges Kind wegnehmen und unter dem Vorwand, daß es die Mutter beim Arbeiten hindere, verkaufen wollte, entließ sie und suchte Zuflucht in einem Missionshause. Erst dort erfuhr sie, daß amerikanische Gesetze nichts von Sklaven wußten und daß sie völlig frei wäre. Aber der chinesische Konsul erwiderte bei den Missionaren und verlangte die Auslieferung der Flüchtigen „zur Ehre Chinas und der Chinesen“, wie er sich ausdrückte. Natürlich wies man ihm die Thür, der Vertreter des himmlischen Reiches gab inoffen seinem Freunde, dem Sklavenhändler, den Rath, das Gericht in Anspruch zu nehmen, und das unglückliche Wesen mußte auch hier erscheinen. Der Prozeß, der sich einige Zeit hinzog, endete zwar endlich mit Abweisung des Sklavenhändlers, doch ist es bezeichnend, daß die Chinesen die Sklaverei als eine Einrichtung auffassen, wegen der sie den Schutz der Gerichte anrufen können. In San Francisco gilt eine kleine Chinesin von 9—10 Jahren 750—2500 Fr., und ein Mädchen von 12—16 Jahren kann, wenn sie hübsch ist, einen Preis von 2500 bis 7000 Fr. erzielen. Für Frauen über dies Alter geht der Preis sehr in die Höhe, bis zu 20 000 Fr.

**Ein Abenteuer des Kapitäns Deloncle.** Einer der geistreichsten und, was mehr ist, einer der gewissenhaftesten unter den Pariser Feuilletonisten, Gustave Mirbeau, veröffentlicht im „Journal“ eine psychologische Studie über den Kapitän der untergegangenen „Bourgoigne“. Man kann aus der Art wie die Persönlichkeit Deloncles sich dabei darstellt, Schlüsse darauf ziehen, wie er sich in der schrecklichen Katastrophe benommen haben mag. Seine nervöse und kühle Natur neigte eher dazu, eine Gefahr zu unterschätzen, als sie zu hoch zu bewerten. Vielleicht hat er sich zu spät Rechenschaft von der verzweifelten Lage der „Bourgoigne“ gegeben, und das läßt dann verstehen, wie trotz der fünfzig Minuten, die von dem Zusammenstoß bis zum Sinken verstrichen, ein nur so kleiner Theil der auf dem Schiff Verbliebenen gerettet wurde. Er erzählte Gustave Mirbeau folgende Episode aus seinem Seemannsleben: „Seit drei Tagen hatten wir Haare verlassen; mit einem Mal bemerkte ich beim Wachen der Runde, daß in den Kohlenkammerräumen des Schiffes Feuer ist. Die Gefahr ist ernsthaft; doch beim ersten Blick stellte ich fest, daß man ihr bezukommen kann. Man begiebt sich eifrig an die Arbeit... Dabei frischte der Wind auf, und das Meer wurde stürmisch. Sie wissen, wie impressionabel die Passagiere sind. Bei dem kleinsten Unfall halten sie Alles für verloren. Jeder allein ist muthig, sind sie zusammen, regen sie sich gegenseitig auf. Ich habe immer bemerkt, daß die Furcht ansteckend ist. Seien Sie überzeugt, man wird ihren Basil entdecken. Ich hatte der Mannschaft das tiefste Schweigen über den Fall anbefohlen, ich wollte jene wackeren Leute nicht beunruhigen. Und dann kenne ich sie, sie hätten die Ausführung der Befehle nur gehindert. Ich hatte übrigens Zeit genug, um sie zu warnen, wenn die Gefahr zu unmittelbar geworden wäre. Doch auf so kleinem Raum ist es unmöglich, ein Geheimniß längere Zeit zu bewahren. Sie glauben nicht, wie viel Schnüffler und Herumhorcher in der flottierenden Bevölkerung eines Packetbootes sich befinden. Eines Morgens höre ich von der Kommandobrücke aus ein Geschrei: „Feuer an Bord! Ist es nicht so?“ Ich verjuche zu leugnen, aber endlich muß ich es zugeben. Ich erkläre den Fragern, daß es ganz ungefährlich sei, gar nichts bedeute, sehr oft vorläufig, nicht das Geringste zu fürchten! Und ich bat sie, ohne Furcht weiter zu essen, zu schlafen, Poker zu spielen. Es gab alle Nationen auf dem Schiffe, Franzosen, Italiener, Deutsche und vor Allem Amerikaner. Ich habe eine gewisse Ueberzeugungskraft. Ich hatte keine Mühe, den Franzosen, Deutschen und Italienern beizubringen, daß sie ihre bisherige Existenz wieder aufnehmen könnten. Aber die Amerikaner! Unmöglich, sie aufzurichten. Sie werden weiß, grün, gelb, sie schreien und verweisen. Sie verlangen, im offenen Meer ausgeschifft zu werden. Alle meine Versicherungen und Ermahnungen helfen nichts. Ich fürchte, daß sie zum zweiten Male die Banik unter die Reisenden tragen, und ich schide mich an, scharfe Maßregeln zu ergreifen. Da habe ich plötzlich einen großartigen Einfall: „Hören Sie,“ so schrei ich ihnen zu, „ich wette 20 000 Dollars, hören Sie, 20 000 Dollars, daß wir Dienstag früh gesund und heil im Hafen von New-York eintreffen! Wer hält die Wette?“ Der Eindruck war plötzlich und zauberhaft. Die Gesichter erheiterten sich, das Vertrauen erwachte bei den Verzweifelten. Sie waren jetzt sicherer als ich selbst. Das Gold hatte seine Wunder gewirkt. Vom Augenblick an, daß ich so viel Dollars wettete, mußte ich meiner Sache sicher sein. Hip, hip, hurrah! Sie lieben mich hochleben. Das Leben auf dem Schiffe nahm seinen gewohnten Lauf. Und am Dienstag, wie ich es unklugerweise verprochen, fuhren wir in den Hafen von New-York ein.“ Leider hatte er nicht bei allen seinen Fahrten so das Glück auf seiner Seite.

**Ueber das letzte fürchtbare Erdbeben in Sinj** berichtet ein Augenzeuge einem dalmatinischen Blatte unter Anderem: Erdbeben sind in Sinj gerade keine seltene Erscheinung, aber man kann behaupten, daß seit dem großen Erdbeben vom Jahre 1769 keine so heftige Erschütterung wie jetzt vorgekommen ist. Die meisten Wandoleute hatten bereits ihre Häuser verlassen, als um 5 Uhr 20 Minuten,

am Morgen des 2. ds. Mts., plötzlich die Erde in Bewegung gerieth. Gleichzeitig hörte man in der Luft ein unheimliches Brausen und im Innern der Erde ein donnerähnliches Rollen. Nach 10 Minuten erfolgte der zweite etwas schwächere Stoß wieder in Begleitung von unterirdischem Getöse und Brausen in der Luft. In der Kirche wurde gerade die Messe gelesen. Als das Gotteshaus plötzlich in eine schaukelnde Bewegung gerieth, entstand unter den Anwesenden ein furchtbares Geschrei, Stößen und Drängen. Alles strebte dem Ausgange zu. Aus den Häusern stürzten die Leute in das Freie. Viele sprangen durch die Fenster. In der Stadt selbst sind die Verheerungen nicht allzu groß. Freilich wurden die meisten Häuser beschädigt, zahlreiche Dächer wurden abgedeckt und auch viele Schornsteine sind eingestürzt. Fast alle Mauern zeigen Risse und Sprünge. Aber in der Umgebung der Stadt sind die Verwüstungen schrecklich. Tausende von Menschen sind obdachlos geworden. In Bojnice sind die Gassen vom Thurne her untergefallen. Die Schule ist eingestürzt. Am Meisten haben aber die Drikschafst Caporic, Trilj, Kolute, Turjaci gelitten. Hier giebt es kein Haus, das nicht beschädigt wäre, ja in den jetzt letztgenannten Drikschafst ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Turjaci ist ein einziger Schutthausen. Eine Militärwache verwehrt den Eintritt in die eingestürzte Kirche. Vier Menschen waren sofort von den Mauern erschlagen worden, ein Mädchen ist nachträglich gestorben. Dreißig Personen sind schwer verletzt, die Zahl der Verletzten kann gar nicht festgestellt werden. Das Gend unter der Bevölkerung ist unbefriedigend. — Die Richtung der Erderschütterung war von Nord nach Süd. Der erste Stoß erfolgte jenseit von unten nach oben. Im Jahre 1769 wiederholten sich die Erderschütterungen acht Tage hindurch. Auch jetzt dauerten die Stöße, wenn auch minder heftig, vier Tage lang fort, insbesondere in Turjaci und Kolute ist die Bewegung bis jetzt eine fast konstante. Die Bevölkerung kann nicht zur Ruhe kommen. Es wurden Bette errichtet, in welchen die Leute ruhn.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Als siebenter Band des siebenten Jahrgangs der Veröffentlichungen des „Vereins der Bücherfreunde“ (Geschäftsleitung Schall & Grund, Hofbuchhändler, Berlin W. 62, erschien jeben: „Grevinde“. Roman von Hermann Heiberg. 18 Bogen Umfang. Preis geheftet 3 Mk., eleg. gebunden 4 Mk. Für Mitglieder des „Vereins für Bücherfreunde“ beträgt der Preis geheftet 1 Mk. 85 Pf., gebunden 2 Mk. 25 Pf. Hermann Heiberg, der vielgefeierte Schriftsteller, bietet in seiner neuesten Schöpfung „Grevinde“ in bekannter meisterhafter Verzeichnung von Idealismus und realer Behandlung des Stoffes einen durchaus zeitgemäßen Roman, der sich weit über das Niveau der heutigen Roman-Produktion erhebt. Wir verzichten bei einem Romane von Hermann Heiberg auf weitere Empfehlung: Heiberg's Name ist so bekannt und er hat ein so großes Publikum für sich, daß seine Werke keiner Empfehlung bedürfen. Der „Verein für Bücherfreunde“ hat mit dem Roman „Grevinde“ dem jetzigen Jahrgang eine ganz besondere Anziehungskraft verliehen; wir können den Beitritt Jedem, der für wenig Geld gute deutsche Bücher besitzen möchte, warm empfehlen. Nähere Auskunft über den „Verein der Bücherfreunde“ ertheilt jede Buchhandlung, sowie die Geschäftsleitung, Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 128.

— In der Druckerei des „Wochenblatt“ in Salzwedel sind zwei von dem dortigen Kontrolbeamten der Versicherungs-Anstalt Sachsen-Anhalt verfaßte Schriftchen: „Erläuterungen des Alters- und Invaliditäts-Gesetzes zum praktischen Gebrauch für Versicherte und Arbeitgeber“ erschienen, welche wegen ihrer außerordentlichen Billigkeit und ihrer klaren und gemeinverständlichen Fassung sich zum praktischen Gebrauch für Jedermann ganz besonders eignen und deren Anschaffung auch wir auf das Angelegentlichste empfehlen können.

— Von heilsamsten Folgen wäre für manches Frauenleben die Beherzigung der in der soeben herausgegebenen Nummer 27 des „Hauslichen Rathgebers“ gebrachten Artikel. So warnt E. Friedel in „Ein böser Tag“ vor dem Sich-selbst-zwingen zu solchen Leistungen, die der augenblicklichen Stimmung durchaus nicht entsprechen. G. Dverlamp wünscht jeglichem Leben, das sich aus irgend einem Grunde in Zustände vollster Interesse- und Energielosigkeit befindet, „Eine frische Brise“, die ihn aus seiner Stagnation aufrüttelt oder ihm eine erste Pflicht zuweist. — Wissenswerthes und Unterhaltendes reicht sich in angenehmer Vielfältigkeit an, so „Die Ernährungs- Reform“, eine hygienische Skizze für Hausfrauen von Dr. med. H., interessante Romane, Novellen etc., außerdem 18 Modeneuheiten in Wort und Bild für Promenadensoletten, Sportanzüge, Konfektions-, Blouinen-, Drogenröcke, Herren-, Damen- und Kinderwäse, nebst 51 Schnittfiguren, 12 Vorlagen zu Handarbeiten, verschiedener Techniken. Nützliche Winke, Rezepte, Auskünfte aller Art. Probenummern jederzeit gratis und franko von Jedermann zu beziehen vom Verlage Robert Schönebeck, Berlin W., Eißholzstr. 19.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.